Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 19

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 19
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670811

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XL. Jahrgang | Zürich, 1. Juli 1937 | Heft 19

Für Ninon.

Daß du bei mir magst weilen,
Wo doch mein Leben dunkel ist
Und draußen Sterne eilen
Und alles voll Gefunkel ist — — —

Daß du in dem Getriebe
Des Lebens eine Mitte weißt,
Macht dich und deine Liebe
Für mich zum guten Geist.

In meinem Dunkel ahnst du
Den so verborgnen Stern.
Mit deiner Liebe mahnst du
Mich an des Lebens süßen Kern.

H. Hesse. (Aus „Trost der Nacht.")

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

19

Huldreich Rot löste sich von seinem Pfarrdorfe los. Von Tag zu Tag schienen die Bande, die ihn mit der Gemeinde verknüpften, lockerer zu werden. Und doch hatte er die Gemeinde so geliebt.

Sein Entlassungsgesuch an den Gemeinderat war geschrieben, abgesandt und angenommen worden. Die Waldenzer hatten sich über dieses Gesuch gewundert. Da aus ihm nur ein Beweggrund ersichtlich war, der Wunsch des Pfarrers, sich einer neuen Tätigkeit zuzuwenden, hatte die öffentliche Meinung für Vermutungen weiten Spielraum. Die einen meinten, der Pfarrer sei krank, man sehe es ihm an, es sei begreiflich, daß er mehr Ruhe suche. Das waren die Guten. Andere vermuteten, es tue sich dem gelehrten und tatkräftigen Manne eine bessere und höhere Stellung auf. Auch die waren friedliche Leute. „Warum nicht gar", erwiderten wieder andere. „Geld hat er und uns nicht nötig, was soll er sich da plagen!" Das waren schon feinere Nasen, die leicht beleidigt taten. Mehr gekränkt fühlten sich diejenigen, welche behaupteten, der Pfarrer stehe unter dem Pantoffel seiner Mutter; dem bösen Weibe aber behage es nicht mehr im Dorf. Aber der Redenden waren noch viele. „Er soll nur gehen, der sonderbare Kauz," lachten die, welche ihn nie verstanden hatten. Ein paar ganz Gewiegte witterten: „Halt, halt, da scheine mit Hartmann, des Sägers Tochter etwas gegangen zu sein! Die Freundschaft sei nicht umsonst auf einmal so kühl geworden." Diese letzteren schöpften ihre Wissenschaft vielleicht aus des Sägers Benehmen selbst. Hartmann mochte auf dem

Sprunge geweſen ſein, ſeinen eignen Einfluß gegen den ihm unbequem werdenden Pfarrer auszuſpielen; denn er machte kein Hehl daraus, daß ihm deſſen Abſchiedsgeſuch mehr als gelegen kam. Steiner, der Wegknecht, polterte in allen Wirtſchaften, der möge nur abziehen, der Weltverbeſſerer, dem weine keiner groß nach. Der Sigriſt, Schmidlin, freute ſich. Der Pfarrer hatte immer das Innerſte des Herzens zu ſehen verlangt, und das hatte Schmidlin noch nie gezeigt, verſteckte es ſo gefliſſentlich, daß er es ſelber nicht mehr fand. Mit des Pfarrers Weggang wurde er eine Unbequemlichkeit los. Darum freute er ſich. Er freute ſich aber auch, weil der Pfarrer ſichtlich litt. Das war Schadenfreude, aber ſie gehörte zu Schmidlins Charakter. Und aus dieſer Schadenfreude heraus ſagte er im Dorf dem Pfarrer allerlei Schlimmes nach. Inzwiſchen legte er ſich ſchon zurecht, wie er den noch gar nicht gewählten Nachfolger zu gewinnen vermöchte, machte gleichſam ſchon Bücklinge vor deſſen Bildnis.

Und dennoch, Schmidlin wie Steiner, der Wegknecht, ſahen Huldreich Rot manchmal mit verſtohlenen Blicken nach, und dann ſchwieg die Stimme der Abneigung, die ſich ſonſt in ihnen regte. Sie kamen nicht zur Erkenntnis deſſen, was in ihnen ſelber vorging. Ein unklares Gefühl bewegte ſie: Der Pfarrer dort hat es aufrichtig mit dir gemeint! Im Grunde magſt du ihn nicht übel!

In dieſen kurzen Augenblicken hatten ſie beinahe eine Ahnung, daß mit Huldreich Rot etwas aus ihrem Leben ging, was beſſer geweſen war als ihre Alltäglichkeit.

Wenige Tage, nachdem die Tatſache, daß Pfarrer Rot die Pfrunde aufgab, bekannt geworden war, kam Frau Trina Stolz ins Pfarrhaus. Sie hatte die Nachricht ſoeben vernommen. Frau Jakobea empfing ſie freundlich. Frau Trina war die einzige in der Gemeinde Waldenz, von der Frau Rot eine halbwegs gute Meinung hatte. Ohne daß ſie einander je nahegetreten waren, hatten die beiden ähnlich gearteten Frauen eine gewiſſe Neigung zueinander. Es war ein merkwürdiger Anblick, ſie voreinander ſtehen zu ſehen, beide hager und übergroß gewachſen, beide von männlich kräftigem Weſen. Trotz dieſer äußerlichen Verwandtſchaft waren viele feine Unterſchiede zwiſchen ihnen, die, nun ſie einander gegenübertraten, deutlich hervorſprangen. Frau Trina hatte in den Augen einen Ausdruck der Güte, die trotz aller Energie und äußeren Rauheit der Grundzug ihres Charakters war. Frau Rot aber war die Karge und Verſchloſſene. Frau Stolz ſprach langſam und ruhig, Frau Jakobea knapp, mit einer gewiſſen Spitzheit und Schärfe. Frau Trina hatte die oft noch plumpen, unbemeſſenen, nur durch den Verkehr mit ihren Gäſten abgeſchliffenen Umgangsformen, Frau Rot war trotz aller Ecken des Weſens eine vornehme Frau.

„Ich höre ſoeben," begann Frau Trina ſchon im Flur und gleich nach der Begrüßung, „daß Ihr Sohn zurückzutreten gedenkt. Das kann ich nicht glauben. Das kommt mir ſo neu, daß ich mich auf der Stelle auf die Beine gemacht habe, um mir ſelber Auskunft zu holen."

„Es iſt aber doch ſo," beſtätigte Frau Rot und öffnete die Tür zu Huldreichs Studierzimmer, um den Beſuch eintreten zu laſſen. Sie ſelber folgte.

Pfarrer Rot erhob ſich von dem Stuhl, in dem er geſeſſen hatte.

„Sie ſind krank," ſagte Frau Trina, kaum daß ſie ihn angeſehen. „Jetzt glaube ich, daß Sie gehen müſſen."

Huldreichs Ohr war nicht mehr ſcharf für Laute herzlicher Zuneigung. Er hätte ſonſt hören müſſen, daß die Nachricht von ſeinem Weggange Frau Trina tief und ſchmerzlich berührte, obwohl ſie ihn ſeit Wochen nicht geſehen und eigne Wege gegangen war. Er hätte erkennen müſſen, daß er dieſer Frau etwas geweſen war. Aber er erinnerte ſich nur, daß auch ſie ihn allein gelaſſen, und fand ſich nicht mehr in ihr zurecht. Das Unbehagen, das im Verkehr mit andern ihn in dieſen Tagen quälte, war auch jetzt an ihm. Er ſprach zwar und erklärte ruhig, er fühle ſich allerdings müde, er ſehne ſich aber auch nach mehr Freiheit für lang geplante Studien. Dabei aber verachtete er ſich ſelbſt, darum, daß er log. Er wurde wechſelnd bleich und rot, und ſeine Blicke waren unſicher, hafteten nirgends. Aus den Kleidern geſchwunden und nicht aufrecht wie früher, machte er ſo ſehr den Eindruck eines kranken Menſchen, daß Frau Trina keiner weiteren Erklärung für ſeinen Weggang bedurfte. Sie gab der Überzeugung Ausdruck, daß der Gemeinde ein ſchwerer Verluſt dadurch erwachſe, daß er ſie verlaſſe, und kam auch auf das zu reden, was Huldreich mit ſeinem Rat und ſeiner Freundſchaft ihr geweſen ſei. Dieſer aber hörte nur das eine heraus, daß ſie ihrer jetzigen Verhältniſſe und Sorgen noch immer mit keinem Worte Erwähnung tat. Er lächelte bitter. Dieſe Frau hatte ihn längſt ausgeſperrt und rief ihm nun nur gleichſam noch

aus dem Fenster ein mühsam tröstendes Lebewohl in die Straße hinab.

Das Gespräch wendete sich der Zeit der Abreise der Familie, ihren Zukunftsplänen, ihrem stillen Wohnort in Neuburg zu. Frau Jakobea antwortete auf die Fragen des Gastes, während Huldreich verstummte. Auch sie aber wurde bald wortkarger und führte mit ruhiger Sicherheit den Besuch seinem Ende zu.

Dann ging Frau Trina.

Nun verstrich die Zeit. Zu Ostern sollte der neue Seelsorger kommen. Gleich nachher gedachten Rots abzureisen. Schon lange vor dieser Abreise hatten das Pfarrhaus und die Gemeinde sich völlig geschieden. Die unterhaltenden und belehrenden Veranstaltungen, die der Pfarrer für die Gemeinde ins Leben gerufen hatte, wurden nur zum Teil auch in diesem Winter aufrecht erhalten, aber Huldreich beteiligte sich bald nicht mehr daran. Still und unmerklich zog er sich von einem kleinen Amte nach dem andern zurück, Reinhard Fehr zumeist allein die Fortführung dessen überlassend, was sie gemeinsam begonnen.

Auch der Tag kam, an dem sein Verhältnis zu Meta Hartmann sich völlig klärte. Er brachte ihren letzten Brief. Dieser lehrte ihn, daß er seine große Liebe keiner ganz Unwürdigen geschenkt. Alles, was sie schrieb, zeigte die Tiefe und den Ernst ihres Charakters. Sie brach nicht oberflächlich und mit leichtem Gewissen den Bund, den sie geschlossen hatten. Die Erfahrungen der letzten Zeit hatten ihren Blick geschärft und ihr ein gutes Teil Lebensweisheit gebracht. Sie nannte das, was sie mit Huldreich erlebt hatte, das Schönste, was das Leben ihr habe bieten können und fügte weltweise hinzu: die Menschen dürfen vom Leben nicht Unmögliches verlangen, auch nicht ihre Tage in feiger Trauer zubringen, weil etwas, was das Leben ihnen als wünschenswert habe erscheinen lassen, ihnen verwehrt geblieben sei. Sie gestand dann, daß sie die Werbung Hans Sidlers angenommen. Wohl verriet sich in dieser Mitteilung schon die leise Freude an der Zukunft, die sie sich freiwillig gewählt, aber sie hatte in ihrer rücksichtsvollen Form nichts, was Huldreich verletzen konnte! Sie hätte eher tröstlichen Einfluß auf ihn haben sollen; denn ein gutes Stück Lebensmut und Lebensbejahung lagen darin.

Huldreich stützte, als er gelesen hatte, den Kopf in die Hand und sann nach. Sein Verstand gab zu, daß das Mädchen, das ihm lieb war, richtig gefolgert und gehandelt hatte; aber die fürchterliche Leere seines Innern blieb ihm. Müde nahm er den Brief, hielt ihn, zerriß ihn langsam in kleine Fetzen und warf ihn in den Papierkorb. Es war ihm jetzt, als habe ein schwerer hängender Stein, dessen Sturz er gefürchtet und den er locker gesehen, sich ruhig aus seinem Erdreich gelöst und sei mit dumpfem Aufschlagen zu Boden gesunken.

Auch das war vorüber!

Als er nach einer Weile in Gedanken zu überschlagen begann, wer von allen Freunden ihm noch geblieben sei, fiel ihm Reinhard Fehr ein. Er mußte fast lächeln. Der Lehrer kam nach wie vor, ja vielleicht noch häufiger als sonst ins Haus. Er hatte sich heftig widersetzt, als er von Huldreichs Rücktrittsgedanken erfuhr. Tränen waren ihm in die Augen gestiegen, und er hatte nochmals mit Huldreich gesprochen und gebeten, daß er nicht fortgehe. Es war augenscheinlich, daß er ihm herzlich gut war. Allein darüber hinaus — das sahen Blinde — knüpfte ihn ein andres Empfinden an die Familie, ein Gefühl, gegen das die Freundschaft für Huldreich nichts war. Reinhard Fehr liebte Mirrlein! Huldreich sah diese Tatsache vor Augen. Dabei gerieten seine Gedanken auf Seitenwege. Mirrlein! Er wunderte sich über das stille, schlichte Mädchen, das in der Fremde viel von seiner Kindlichkeit abgestreift hatte und nun im Hause mit treuem Fleiß und kluger Hand waltete, so daß sein unaufdringliches Wirken allen eine Wohltat war. Sie war freundlich zu Reinhard Fehr, ja es schien, als fürchte sie manchmal, dem einstigen Lehrer nicht dankbar genug sich zu zeigen; denn sie begegnete ihm oft mit einer raschen Wärme, die fast Innigkeit war. Und doch hatte er, Huldreich, keinen Beweis dafür, daß sie des Lehrers Neigung erwiderte. Wenn er so nachdachte, zweifelte er fast daran. Aber er wunderte sich doch. Und wenn auch sie, Mirrlein, aus seinem Kreise trat? Er fühlte einen neuen, leisen Schmerz. Er hatte auf das Mädchen nicht achtgehabt. Es bedeutete auch kaum viel, ob sie da war oder nicht. Aber dennoch — es war ein neues Abbröckeln in dem großen Bruchgebiet, zu dem sein Lebensreichtum geworden war, wenn auch sie das Haus verließ!

Indessen ging auch Mirrlein durch eine Zeit der Zweifel und Unruhe. Sie spürte diese Unruhe seit ihrer Heimkehr. Aus der anfänglichen Verwunderung über so manches, was ihr im Benehmen Reinhard Fehrs aufgefallen war, wurde bald Klarheit über seine Absichten und sein Fühlen. Mirrlein erschrak, wurde verlegen und wich

dem Lehrer aus, wo sie konnte. Das schloß jedoch nicht aus, daß sie ihm noch oft genug begegnete. Da war sie dann zuzeiten zurückhaltend und verschlossen, zu andern Zeiten aber erinnerte sie sich, wie jener ihr nie etwas zuleide, vielmehr stets nur Gutes getan, und sie machte sich plötzlich Vorwürfe, wenn sie nicht freundlich mit ihm gewesen war. Sie suchte das Versäumnis alsdann durch größere Herzlichkeit gutzumachen und ahnte nicht, daß der Lehrer an die Wärme ihres Wesens Hoffnungen knüpfte.

Ein Wintersonntag brachte für beide die Entscheidung. Es war nach einer von Stürmen und wildem Schneetreiben bewegt gewesenen Woche der erste schöne Tag. Aus Nebeln hob sich ein blauer Himmel. Die noch unsichtbare Sonne warf goldne Lichter auf entgleitende Wolken, säumte Nebel, die an den Bergen hingen, mit glänzenden Rändern und verwandelte den ganzen Himmel zu einer geheimnisvoll leuchtenden Wölbung, an die hinauf man wie an herrliche und hohe Bogen eines Tempels nicht ohne Andacht zu blicken vermochte. Mirrlein war eine Frühaufsteherin, und da der Gottesdienst in diesen Wintertagen erst um halb zehn Uhr begann, blieb ihr eine müßige Stunde nach dem Frühstück. Es zog sie ins Freie.

Die Luft war kalt, als sie vors Haus trat. Ihre Wangen färbten sich. Vom Pfarrhofe aus führte ein Weg nach einigen Hütten, die eine Viertelstunde höher im Berge lagen und den Weiler Waldenzerberg bildeten. Der Pfad bestand heute nur aus einer schmalen, tiefen Fußspur. Ein paar Männerschuhe hatten ihn am Vorabend zurechtgetreten. Mirrlein stieg ihn langsam hinan. Ihr Fuß fand festen Halt, wo er in die Stapfen trat, aber ihr Kleid streifte die zwei Schneesäume zu beiden Seiten der Spur, und es rieselte, während sie dahinstieg, ein feiner weißer Staub auf ihre Schuhe nieder. Heitere Ruhe lag über dem Tal. Die Hütten standen im Grunde. In den Straßen war es menschenleer. Das Volk machte sich in der Stube zum Kirchgang bereit oder nutzte den Sonntag zu längerer Ruhe. Mirrlein freute sich mit schmerzlicher Freude. Sie war hier glücklich gewesen! Die einsame Kirche, das starke Pfarrhaus! Außer den Menschen, mit denen sie dieses Haus teilte, brauchte sie niemand, um glücklich zu sein. Heute schien ihr alles doppelt schön, nun sie wußte, daß sie es nicht behalten konnte. Dann mußte sie an Huldreich denken. Es war ihr, als müßte auch er sich schwer von diesem Orte loslösen, und das Herz tat ihr auch um ihn weh darum, daß er gehen mußte.

Sie hielt in einiger Höhe des Wegs inne. Im schattigen und bewegungslosen Bilde des Dorfes wurde sie einer Veränderung gewahr. Es war nur eine kleine, kaum merkliche Bewegung und doch hatte sie das an die Reglosigkeit gewöhnte Auge auf sich gelenkt. Ein einzelner Mensch kam aus dem Dorf herauf gegen das Pfarrhaus gestiegen. Er war schwarz gekleidet und bewegte sich rasch durch den Schnee bergan. Mirrlein konnte das Schwingende, Kräftige seines Ganges erkennen und wußte, daß es Reinhard Fehr war. Wozu kam er so früh? Der zweite Lehrer spielte in der Kirche die Orgel, Reinhard hatte im heutigen Gottesdienst kein Amt. Auf einmal erriet sie, was ihn herführte. Er suchte abermals eine Gelegenheit, mit ihr zusammenzutreffen! Er ließ ihr schon gar keine Ruhe mehr! Sie war ärgerlich, und ihr erster Gedanke war, hinab ins Haus zu gehen, um ihm auszuweichen. Dann sah sie, daß sie nicht unten sein konnte, ehe er dort ankam. Prüfend maß sie mit ihren Blicken den Weiterweg. Er war nicht einladend, der Schnee tief und schlecht zurechtgetreten. Sie blieb stehen. Sie hoffte, Reinhard Fehr würde sie von da unten nicht erkennen. Aber sie täuschte sich. Sein Blick blieb bald an ihrer Gestalt haften, und eben, als sie sich abwenden wollte, um ihm nun doch nach oben zu entkommen, winkte er mit der Hand. Unwillkürlich hielt sie inne. Er aber klomm rascher bergan, schon kam er den Weg herauf, auf dem sie wartete.

„Wohin wollen Sie denn, Mirrlein?" rief er von weitem und fügte hinzu: „Ist es nicht ein herrlicher Morgen?"

Ein jäher Erzklang mischte sich in seinen Ruf, und der hart und in seiner die Stille brechenden Willkür unschön angehoben hatte, wuchs zu melodischen Tönen aus, die nun machtvoll, als zögen große Vögel rauschend über das Dorf, sich über Waldenz entfalteten. Der Sigrist und seine Knaben läuteten in der Kirche zum Gottesdienst. Das weite Tal war bald von den Klängen ganz erfüllt. Es wehte kein Wind, der sie vertrug. So hallten sie lange zwischen den Bergen, und es schien fast, als sänge es aus diesen selbst, stark und dröhnend aus den nahen, mit feinen, fernen Stimmlein aus denen, die das Tal im Süden begrenzten.

„Hier steht es sich gut an solchem Sonntagmorgen," sagte Reinhard.

Paul Rüetſchi, Kunſtmaler, Suhr: „Hansli".

Mirrlein nickte. „Das Tal iſt herrlich," ſagte ſie. Ihr Atem ging nicht ſo frei wie ſonſt. Sie wurde das Empfinden der Beläſtigung, das ſein Überfall ihr gab, nicht los.

„Tut es Ihnen nicht leid, zu denken, daß Sie bald nicht mehr hier ſein werden?" fuhr Fehr fort.

Mirrlein fühlte das Pochen des eignen Herzens. Der Lehrer war ein achtbarer Menſch, ein ſorglos heiterer und lieber Freund, den man nicht gerne von der Seite ließ. Warum konnte das nicht ſo bleiben? Warum mußte ſich irgend etwas in ſeinem Weſen verwandeln, daß ſie auf einmal Scheu vor ihm hatte?

„Der Abſchied fällt einem ſchwer," antwortete ſie ihm. „Er mag auch Huldreich nicht leicht fallen."

Als ſie Huldreich nannte, kehrten ihre Gedanken gewaltſam zu dieſem zurück, mit dem ſie ſich vorher beſchäftigt.

Reinhard Fehr war kein Menſchenkenner. Starke, ſelbſtſüchtige Gefühle machten ihn blind. Die Freude wallte in ihm, daß er das Mädchen da oben gefunden und daß er zum erſtenmal mit ihm allein war. Das machtvolle Sonntagsläuten und die wachſende Schönheit des Morgens ſtimmten ihn feierlich. Er liebte Mirrlein, wollte ſie, mußte ſie gewinnen. Darüber war er ſich

längst klar. Bislang hatte er sich selbst zugeredet, langsam und geduldig zu werben, nichts durch Raschheit zu verderben. Der strahlende Morgen, alles, was jetzt in ihm drängte, rissen ihn fort.

„Gehen Sie nicht fort," sagte er plötzlich zu dem Mädchen. Während seine Stimme bisher frei und heiter geklungen hatte, sprach er jetzt in einem verhaltenen Ton, in dem etwas mitzitterte, was den Worten untrügliche Bedeutung gab. Er trat ganz nah an Mirrlein heran und blickte um sich, ob niemand sie störe.

Im Dorfe unten war indessen das Leben erwacht. Jedes Haus gab ein paar schwarzgekleidete Menschen her. Die Straßen waren von ihnen lebendig und, eine dünne, lange Schlange, bewegte sich der Zug der Kirchgänger den Pfarrhügel hinan.

Mirrlein wich zurück. Sie versuchte zu scherzen: „Ich kann nicht allein in Waldenz bleiben, wenn die andern gehen." Aber sie mußte die Augen senken, als sie den Lehrer anblicken wollte.

Sein Gesicht war heiß. „Bleiben Sie doch," wiederholte er hastig.

Auch vom Berge hernieder kamen jetzt Leute gegangen.

Er meinte ihr, ehe jene sich näherten, ein Wort entreißen zu können, das ihm Hoffnung oder Gewißheit gab. „Bleibe — bei mir, Mirrlein," stieß er heraus.

Und nun fiel die Angst jäh von dem Mädchen ab. Als sie klar sah, was sie geahnt hatte, daß er sie liebte und zum Weibe begehrte, wußte sie, was sie sagen mußte, als sei sie eine alte, lebensweise Frau. Sie wandte sich Reinhard zu, sah ihn ohne Verlegenheit voll an und sagte laut und ruhig: „Ich will Ihnen die Antwort geben, weil Sie mich fragen. Aber lassen Sie uns nie mehr darauf zurückkommen. Ich gehe nie von Frau Rot und — Huldreich fort." Die Worte kamen aus starkem, klarem Herzen.

Es war Reinhard Fehr, als stoße sie ihn körperlich zurück, daß er am Wege strauchle. In ihrer Art war nichts von seinem eignen, in diesem Augenblick heimlichen und leidenschaftlichen Wesen. Ihre feste Stimme und ihr Blick verrieten fast mehr noch als ihre Worte, wie seine stürmischen Gefühle ihr fremd waren. Sie achtete nicht einmal darauf, daß, während sie sprach, die Leute, die vom Berge herniederkamen, in Hörweite gelangt waren. Als ob jeder ihre freundlich bestimmten Worte hören dürfte, vollendete sie den angefangenen Satz. Sein Gesicht färbte sich tiefer. Er fühlte, wie ihm alles Blut in Wangen und Stirne drängte. Er stand mit gesenktem Kopfe da, mit dem Fuß im Schnee scharrend. So ließ er die Leute vorübergehen. Sie betrachteten ihn und das Mädchen mit neugierigen Blicken. Er aber erwiderte ihren Gruß nicht. So verstört war er.

„Zürnen Sie mir nicht," fuhr Mirrlein jetzt mit der gleichen festen Stimme fort. „Einem Freunde gegenüber muß man frei sprechen dürfen." Sie redete so ruhig und vernünftig, als ob sie die Ältere wäre. Dann — das Geläute vom Kirchturm klang schon aus — fügte sie entschlossen hinzu: „Es ist Zeit, daß wir gehen."

Damit hub sie an, bergab zu steigen.

Reinhard folgte ihr mechanisch. Er sagte nichts mehr, und weil er schwieg, mochte auch Mirrlein nicht mehr reden.

In Reinhards Innerm stritten der Schmerz der Enttäuschung, der Unabhängigkeitssinn und eine gewisse bäurische Empfindlichkeit. Der Bauer, der sich um jemands Liebe vergeblich bemüht hat, läßt gerne in plötzlichem Zorn ein gegenteiliges Gefühl gegen den Umworbenen in sich aufkommen. Ein ähnlicher Trotz, der kleine gesunde Stolz wenig tief veranlagter und nicht übermäßig scharfsinniger Naturen lebte in Reinhard Fehr. Er überlegte nicht die Tatsache seiner Niederlage, sondern wie er sich am besten zu derselben stelle. So biß er die Zähne zusammen und gab sich den Anschein, daß er die Zurückweisung wohl zu ertragen vermöge. Damit überwand er fast die Qual, die ihn doch heimlich stach. Als sie beide aber, ohne das Wort gefunden zu haben, das ihnen über den übeln Augenblick hinweggeholfen hätte, in die Kirche gelangt waren und er in seinem Stuhle stand, vermochte er seine Gedanken nicht für den Gottesdienst zusammenzuhalten, sondern mußte immer an dem grübeln, was ihm soeben geschehen war. Dabei ließ die Kraft seines Grolls in der Stille, die ihn umgab, nach. Die Stimme des Schmerzes wurde lauter. Dann erwachte in seiner Seele eine Ahnung, die ihn ganz gefangennahm. „Ich gehe nie von Frau Rot und — Huldreich fort," hatte Mirrlein gesagt. Huldreich, der Pfarrer! War der — am Ende im Wege? Wenn Mirrlein von ihm sprach, klang ihre Stimme eigentümlich bewegt! War es das vielleicht? Bei Gott! Darum hatte sie ihn alle die Jahre ganz übersehen?

(Fortsetzung folgt.)